

Jenseits des Verstehens, jenseits der Identität. Lacans Reales als bildungsphilosophische Herausforderung

Unser Unterrichten und Erziehen führt ein in die symbolische Ordnung der Kultur, samt Unterscheidungen wie etwa richtig und falsch. Wir versuchen in Bildungsprozessen zudem, unsere kulturellen Ideale immer wieder neu zu verlebendigen. Und es gibt die Erwartung, Jugendliche sollten bei all dem eine kohärente Identität entwickeln können. Mit anderen Worten: Wir organisieren Bildung fast ausschließlich entlang Lacans Ordnungen des Symbolischen (die Welt der kulturellen Bedeutungen) und des Imaginären (kulturelle und Ich-Ideale). Demgegenüber möchte ich für Bildung auch entlang der Lacanschen Ordnung des Realen plädieren. Diese würde sich, die bisherige Bildung ergänzend, zusätzlich auf das Feld dessen beziehen, was nicht symbolisierbar ist und sich jedem *big picture* entzieht – wie etwa, um nur Stichworte zu nennen: Körper, Ereignis/*tyche*, Opazität und Nicht-Identität. Es geht mir um ein Bewusstsein für das Reale sowie um Praktiken des Umgangs mit ihm. Und es geht mir um den enormen Wert dieses Bewusstseins und dieser Praktiken für die Herausbildung einer anderen, einer nicht klassischen Identität.

Das **Imaginäre** dominiert etwa zu Beginn einer Psychoanalyse in Form von (mitunter zunächst ängstlich gehüteten) Selbstbildern. Das Sprechen steht im Dienste dieser Selbstbilder: wortreiche Versuche, ein Ganzes seiner selbst, ein Ganzes der Welt zu konstruieren.¹ Aber nicht nur in der Analyse, auch in der Schule haben wir laufend mit diesen (üblichen) Prozessen zu tun, nämlich mit dem Ausprobieren (und später vielleicht dem Zerfallen) von Identitätskonstrukten. AnalytikerInnen, Lehrkräfte (und Eltern) erreicht die Enttäuschung und der Zorn über die Unmöglichkeit, das eigene (unbemerkt gesellschaftlich vermittelte) Ideal zu erreichen, die Verzweiflung über das Zerschlagen der Bilder. Unmöglich zu erreichen: Weil die eigene Veranlagung nie ideal ist, sondern Grenzen hat, oder weil der Preis für die (stets nur asymptotische) Annäherung an das Ideal aus anderen Gründen irgendwann zu hoch sein mag. Unmöglich zu erreichen aber auch deshalb: Weil die scheinbare Sicherheit des Imaginären zerbricht an der Konfrontation mit der symbolischen kulturellen Ordnung, weil ohne deren Bedingungen Identität sich nicht entwickeln

¹ Hier scheint es auch eine ganz eigene Art des Sich-Spiegelns zu geben: Je mehr das vom Patienten konstruierte kleine Ganze (als wen er sich sieht) sich einfügt in ein ebenfalls konstruiertes großes Ganzes (welches Bild des Ganzen, welches *big picture* er sich macht) und je vollständiger diese beiden Bilder einander spiegeln, desto stabiler das Identitätskonstrukt. Hierzu ein, allerdings extremes, Beispiel, das in den Bereich politischer Identitätskonstruktion führt, das aber vermutlich viele Analogien erlaubt: Ein geschichts-ideologisch vereinfachtes Bild des Gesamtzustandes der Welt (erstes Konstrukt) verbürgt und sichert die Identität eines Einzelnen dadurch, dass sich dieser in das Bild so hinein malt (zweites Konstrukt), dass er durch das *big picture* eine (etwa heroisch-avantgardistische) Rollenidentität zugeteilt bekommt (z.B. Vorkämpfer sein für ...).

kann. Wörler beschreibt das Register des Imaginären als nicht diskursiv oder reflexiv (Wörler 118) und als alobal, d.h. ohne einen homogenen Raum, in dem ich und die anderen gemeinsam sind. Das Imaginäre ist erkennbar nur für einen externen Beobachter, weil es eine Totalität ohne Reflexion darstellt (Wörler 176). Hier, in der Ideologiekritik, scheint mir aber ein wichtiges Bildungsziel zu liegen: Gelingt es uns, Jugendliche in verschiedenen Kontexten immer wieder selbst zu externen BeobachterInnen zu machen? Sie können in der Welt, aber auch bei sich selbst alobale Totalitäten ohne Reflexion erkennen lernen, *sie können ideologiekritisch Praktiken des Zerbrechens des Imaginären einüben*.

Während das Subjekt hoffen kann, die Fremdheit des Imaginären, etwa einer Idealidentität, aufzuheben durch rückhaltlose Identifikation (Evans 39), wird es in das **Symbolische** mühsam und ernüchternd eingeführt als in einen zwingenden Geltungsanspruch, der völlig außerhalb seiner Kontrolle liegt (Evans 39f.). Es ist die eine neue Sprache, die gelernt werden muss. Doch so gut ihm, ob im Analyse- oder im Bildungs- und Erziehungskontext, die jetzt, im Zerbrechen des Imaginären, nötige Bescheidenheit zu Gesicht steht – und so begrüßenswert und für es selbst befriedigend die ‚Akulturation‘, die Vermittlung des Eigenen mit dem großen, dem alles umfassenden kulturellen Bedeuten und Gelten auch ist: Der Erfolg bekäme einen schalen Beigeschmack, wenn das Subjekt dabei stehenbliebe, sich lediglich alsbald selbst zum Vertreter und Anwalt der Ordnung zu machen, wenn es die eigenen ‚Lektionen der Demut‘ bei der Konfrontation des Imaginären mit dem Symbolischen einfach in Anpassung, in ein geschicktes Schwimmen in der Ordnung oder gar in Unerbittlichkeit gegen andere verwandelte, wo es um den Geltungsanspruch des Symbolischen geht. Ein Ziel der Bildung, der Entwicklung wird es vielmehr sein, zu einer Sprache zu finden, welche unlösbare Widersprüche artikulieren kann: Einmal sind dies Widersprüche zwischen jenem, was sich uns innerhalb der Ordnung endgültig versagt auf der einen und den eigenen, klar eingesehenen und artikulierten Wünsche und Bedürfnissen nach diesem sich uns Versagenden auf der anderen Seite. Und dann gibt es auch Widersprüche innerhalb unserer Wünsche und Bedürfnisse selbst: Wir müssen uns einerseits eingestehen, dass wir durch und durch bestimmt sind von dem, was in unserem Milieu, in unserer Kultur als erstrebenswert, als Erfolg usw. gilt: Wir sind ohne Distanz zum Symbolischen. Und zugleich müssen wir uns eingestehen, dass wir unter diesen ‚Werten‘ oder Bedeutungen zusätzlich auch leiden können, insofern wir sie zugleich nicht teilen, sondern (aus anderen, guten Gründen, z.B. der Ökologie, der Gerechtigkeit usw.) ablehnen: Wir haben auch Distanz zum Symbolischen. Können wir klar sprechen von diesen beiden und von anderen unlösbaren Widersprüchen in der Ordnung des Symbolischen, dann gilt, ob in Analyse oder Bildungsprozessen: Jenseits des Imaginären, jenseits auch eines naiven Glaubens an das Symbolische sind wir angekommen im nüchternen Hier und Jetzt. In dieser Einsicht ist etwas, das im großen Bedeuten, also im Symbolischen selbst nicht mehr restlos aufgeht; in dieser Wahrhaftigkeit des Subjekts sich selbst gegenüber meldet sich schon eine Ahnung der Begrenztheit des Symbolischen überhaupt, die Ahnung eines Außen zu diesem. Denn in der Reflexion des Bedeutens und Geltens bemerken wir den rein relationalen Charakter des Symbolischen: In diesem Register besteht das Sein der Dinge in ihrer symbolischen Operation (Wörler 94), d.h. die Bedeutungen generieren sich rein relational (der Signifikant ist gegenüber dem Signifikat

arbiträr). Daher ist die Frage der Repräsentation sinnvoll zu stellen nur innerhalb der Ordnung des Symbolischen (Wörler 93); das Konzept einer äußeren, durch das Symbolische repräsentierten Realität liefe selbst Gefahr, zu etwas Imaginärem zu erstarren. Das Subjekt stößt in seiner Reflexion des Symbolischen hier also auf eine strukturelle Relativität. Nach dem Abschied jeder Vorstellung eines Ganzen im Bereich des Imaginären scheint mir diese Einsicht in Relationalität und Relativität nun *der Moment des Abschieds auch von der Vorstellung eines Ganzen im Bereich des Symbolischen zu sein*. Und noch etwas: Erlauben wir uns reflektierend den Gedanken, dass das Symbolische nicht alles ist, dann stoßen wir umso leichter auch auf dessen Tendenz, das genuin Individuelle und den Bereich des Qualitativen auszugrenzen (Wörler 94). Anders gesagt: In der Welt der Signifikanten ist kein rechter Platz für Formen nichtpropositionalen Wissens, etwa das ‚Innen‘ einer 1.-Person-Perspektive mit ihrem sinnlich-qualitativen Erleben. Das Einzelne, das radikal Individuelle scheint überhaupt vor dem Symbolischen eher gerettet (Adorno) werden zu müssen – denn das Sein des Individuellen, des sinnlich-qualitativen Erlebens, geht nicht auf im Relationalen.

Solange wir uns innerhalb der Evidenz der Selbst- und Weltbilder des Imaginären oder innerhalb der Signifikanten-Ketten des Symbolischen bewegen (und dies vor allem sprachlich und in Konzepten), solange können wir auf das **Reale** nicht aufmerksam werden, es sei denn als Störung oder als Fremdes innerhalb der anderen beiden Ordnungen, also lediglich negativ. Anders gesagt: Weder für das Imaginäre noch für das Symbolische gibt es das Reale, noch gibt es eine Vogelperspektive, von der aus man die drei Register und damit auch das Reale erkennen könnte. Dabei kennen wir als leiblich existierende Naturwesen das Reale sehr gut, wir sind nur daran gewöhnt, jene Bereiche, in denen es eher ‚zu Hause‘ ist als in anderen, konsequent vom Symbolischen aus zu verstehen. *Deshalb müssen wir jenseits des Verstehens nach dem Realen suchen*: Wir stoßen auf es in der Erfahrung vielfältiger Grenzen, auch von Denk- und Verstehensgrenzen, etwa in der klassisch metaphysischen Frage, wieso das alles überhaupt existiert und nicht vielmehr nichts oder, moderner, was vor dem Urknall war, weshalb es gerade uns selbst gibt oder wieso unser Leben gerade so verläuft usw. In den Momenten solcher Einsichten stoßen wir auf die Grenzen des Symbolischen – oft so intensiv, dass uns das Reich des Bedeutens und Verstehens plötzlich wie eine kleine Insel in einem großen Ozean des Nichtverstehens vorkommen kann (genau so hat Kant unsere Situation bekanntlich beschrieben). Weiterhin können wir das Reale erfahren als Körper, insofern er nicht vollständig ‚Text‘ ist, wenn seine symbolische Bedeutung an Grenzen stößt: Etwa in der Kontingenz unserer Leiblichkeit oder einfach in der alltäglichen Erfahrung des Sich-Veränderns, der Entwicklung aber auch des Erkrankens oder Alterns (Wörler 210, 224). Bildhaft ließe sich sagen, dass die Fleischlichkeit, die wir selbst sind, hilflos, ohnmächtig, ihr restlos ausgeliefert, eine Art *fleischliche Zeitlichkeit* ist. Dies führt uns zum Bereich Zeit selbst. Das Reale begegnet uns als *tyche*, als Schicksal (Evans 356f.), als Trauma (Wörler 253ff.) d.h. als etwas, das in der Ordnung des Symbolischen zunächst einfach sinnlos ist. Und weniger dramatisch: als Ereignis (Heidegger) oder einfach als Sich-Ereignen selbst: der Dinge, der Welt, unseres Lebens – als Sich-Ereignen unserer selbst (als Widerfahrnischarakter unseres Lebens). Hier sind wir schon bei uns selbst und dem Thema

Identität. Oben zeigte sich eine Spur des Realen, als es hieß, das Symbolische grenze das sinnlich-qualitative, das nicht-propositionale Wissen der 1.-Person-Perspektive aus. Eine weitere Spur ist das Fremde in uns selbst, das fremd bleibt (Wörler 257), jenes, dem wir nicht gerecht werden, wenn wir es versuchen (imaginär) zu assimilieren oder (symbolisch) zu interpretieren (Wörler 258). Wir scheinen dazu gezwungen zu sein, mit unauflösbaren inneren Widersprüchen leben zu müssen, mehr noch: mit Widersprüchen, von denen wir, etwas bildhaft gesagt, nur die eine Seite verstehen.² Die andere Seite, das ist jeweils das Fremde in uns, das sind aus der Sicht des Ideals einer kohärenten Identität destruktive, uns unverhofft überschwemmende Anteile unserer selbst. Aus der Sicht des Ideals einer kohärenten Identität, damit meine ich: solange wir noch glauben, eine Identität ausbilden zu können, welche, wenn auch nicht kohärent, so doch immerhin verstehbar oder beschreibbar ist, die, anders gesagt, ganz dem Bereich des Symbolischen zugehört. Die Erfahrung des Realen kann den Abschied sowohl vom Identitätsbegriff des Imaginären (Identischsein oder -werden mit einem Bild, mit einem Ideal) als auch vom Identitätsbegriff des Symbolischen (Identität als Aushandlungsprozess im Feld des großen Bedeuten und Geltens) markieren.³ *Dieser Abschied führt zu einem Begriff von Nicht-Identität, der die Grenzen des Gestaltbaren wie des Verstehbaren einbezieht, der die Angst vor dem Autonomieverlust langsam ablegt und sich neugierig dem Realen öffnet: der Opazität des Individuellen (s.o.), der Zeitlichkeit als *tyche*, als Ereignis, auch als Transformation, schließlich dem Fremden in uns, dem Fremden, das wir selbst sind.*

Was bedeuten diese Gedanken für den Bereich der Bildung, für **Bildungsprozesse**? Zum Schluss möchte ich andeuten, welche Potenziale ich in Lacans Begriff des Realen hier sehe.

Begriff des Lernens: Lehramtsstudierende lernen Wissenszuwachs kennen als einen Prozess, in welchem durch Anknüpfung an schon Bekanntes dieses gewissermaßen ausgedehnt wird auf (zunächst noch, bald aber schon nicht mehr) Unbekanntes. Für schulische Zwecke ist dies oft der richtige Weg. Dennoch: Aus Sicht des Begriffs des Realen muss Lernen auch bedeuten ein Kennenlernen im Sinne des Anerkennens eines Unbekannten, das immer weiter fremd bleibt. Lernen heißt so Kennenlernen von Anderem, das nicht vermittelbar mit dem bisher Bekannten und das vor allem durch das Symbolische grundsätzlich nicht kolonialisierbar ist.

Wissensformen: Bildung muss die Einseitigkeiten des ‚symbolisch-imaginären Komplexes‘, die Selbstgenügsamkeit der Welt der ‚Ansätze‘ und ‚Konzepte‘, deren Vergleiche usw. überwinden und die Welt möglichst auch jenseits ihrer Reduktion auf Bedeutung und auf Verstehen sichtbar machen. Liegt hierin nicht sogar die eigentliche *Bedeutung der ästhetischen Bildung* (ästhetische Arbeit verstanden als Praktiken des Umgangs mit dem Realen, u.z. explizit eines nicht-verstehenden Umgangs)? Und gilt dies nicht ebenso für so etwas wie eine spirituelle Sensibilisierung (statt eines Religionsunterrichts, der entwed-

² Es ließe sich auch sagen, dass wir beide Seiten unserer inneren Widersprüche nicht verstehen, vermutlich empfinden wir aber nur als widersprüchlich, was zumindest teilweise sich beziehen lässt auf unsere Wünsche oder Versuche, Identität zu entwickeln oder wenigstens zu verstehen.

³ Ich habe hier, noch ohne Lacan einzubeziehen, den Begriff der negativen Identität vorgeschlagen (Thomas 2006).

er auf Wissenserwerb oder auf Problemorientierung setzt)? Auch die philosophische Bildung könnte außer auf Ideologiekritik (Grenzen des Imaginären) noch viel stärker auf das *Nachvollziehen der Grenzen des Wissens im Sinne der Grenzen des Symbolischen* setzen. Schon das antike philosophische Ideal der Unabhängigkeit von demjenigen, was uns gesellschaftlich als erstrebenswert (vielleicht als ehrenvoll) gilt, ja das Ideal einer Unabhängigkeit sogar von persönlichen Wünschen oder Ängsten lässt sich mit Lacan rekonstruieren als Abschied vom Regime des Symbolischen und als Öffnung für das Reale.

Identität, Nicht-Identität: Das Zerschneiden des Imaginären und die Einsicht in die Grenzen des Symbolischen bedeuten eine große *epoché*, eine Einklammerung sowohl der Modelle der Wirklichkeit und der Bilder des Ganzen als auch der Bedeutungssysteme des Kulturellen. Das Reale schränkt die Geltung des Imaginären und des Symbolischen, ihre Bedeutung für unser Leben und für das Funktionieren der Gesellschaft nicht ein. Erfahrungen mit dem Realen, in der Analyse oder in Bildungsprozessen, sie zeigen die beiden anderen Ordnungen lediglich *als Ordnungen*, sie machen sie gewissermaßen von außen und damit in ihrer Begrenztheit sichtbar. Dieser große Abschied vom *Verstehen* bedeutet auf der anderen Seite den ebenso großen Abschied von der *Identität*, vom Identitätsbegriff des Imaginären und des Symbolischen, also vom Begriff der Angleichung an ein Ideal und von einer kohärenten Existenz mit, durch und im Symbolischen. Die Hineinnahme der Erfahrung des Realen in die eigene Identität wird notgedrungen in negativer Begrifflichkeit reflektiert, weil unsere Sprache stets vom Symbolischen aus spricht. Wir sprechen hier also auf mehr oder weniger negative Art und Weise vom Riss, vom Fremden, von Alterität, vom Nicht-Verstehbaren, von Nicht-Identität, von Opazität usw. Doch das Negative dieser Begrifflichkeit bezeichnet nichts inhaltlich Negatives, es bedeutet keineswegs, dass Nicht-Identität uns bedroht und alles Beständige auflöst. Erfahrungen mit dem Realen als Erfahrungen unserer eigenen Nicht-Identität können uns vielmehr zu der eher befreienden Einsicht führen, dass wie einfach dasein zu dürfen und dass wir uns letztlich nicht verstehen oder begründen müssen.

Literatur

Evans, Dylan: Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse, Wien: Turia + Kant 2002.

Thomas, Philipp: Negative Identität und Lebenspraxis. Zur praktisch-philosophischen Rekonstruktion unverfügbarer Subjektivität, Freiburg u.a.: Alber 2006.

Wörler, Frank: Das Symbolische, das Imaginäre und das Reale : Lacans drei Ordnungen als erkenntnistheoretisches Modell, Bielefeld: transcript 2015.